



IGOR VON PERCHA

*Veruschka*

Weltbild

Russland zur Zaren- und Revolutionszeit: Hier spielt die Geschichte der schönen »Veruschka«, der Vera von Cosel, und des Dr. Alexander Berckheim: die mitreißende Geschichte einer großen Liebe in einer Welt der Gewalt, Willkür und Verschwörung, des Verrats und des Mordes. Kurland, Petersburg, die Oktoberrevolution und der Sturm aufs Winterpalais, Moskau, Korzan und Samara an der mittleren Wolga, die unberührten Wälder und die unendlichen Steppen Zentral-Russlands – das sind die Stationen ihres Weges.

Eines Weges nicht nur ins Leiden: An seinem Ende steht der Augenblick, in dem sich die Liebenden vereinen wie ein Kreis ...

Igor von Percha

# Veruschka

Roman

## **Weltbild**

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Igor Šentjurc Erben

Die deutsche Erstausgabe ist 1968 im Lichtenberg Verlag erschienen

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München [www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-372-4



# ERSTES KAPITEL

## 1

Kurland, August 1917

Vera saß ab, warf die Zügel über den Hals ihres Pferdes und ging bis zum Rand des steilen Abbruches.

Von hier aus öffnete sich der Blick weit über das Land. Weiße Haufenwolken segelten über den Sommerhimmel, der Westwind spielte mit den Gräsern, raschelte und flüsterte in den Baumkronen, brachte den Geruch von Harz und warmem Waldboden mit und einen kaum wahrnehmbaren Hauch vom Meer: jenen Hauch der Weite, der in Vera stets die Sehnsucht nach der Ferne weckte und auf ihr Gesicht und in ihre Augen einen traumverlorenen Ausdruck zauberte.

»Fräulein –«, sagte da eine Stimme. »Schönes Fräulein ...«

Vera fuhr erschrocken herum.

Hinter ihr stand eine alte Zigeunerin. Auf dem Kopf trug sie einen ausgebleichenen, aus der Form geratenen Hut mit breiter, traurig herabhängender Krempe. Graue Haarsträhnen fielen ihr über das dunkle Gesicht mit den tiefen Runzeln, in denen sich der Staub unzähliger Straßen festgesetzt zu haben schien, und ihre Augen betrachteten Vera mit dem wissend melancholischen Blick ihres Volkes. Ein kleiner, zerlumpter, unglaublich schmutziger Junge hielt sich an ihrer weiten Pluderhose fest. Er war kaum fünf oder sechs Jahre, aber seine schwarzen Augen schienen genauso alt und wissend wie die der Frau.

»Ich wollt' dich nicht erschrecken, schönes Fräulein«, sagte die Zigeunerin und streckte die Hand mit der bittenden Gebärde aus, die ihr auf ihrer ruhelosen Wanderschaft durch die Länder in Fleisch und Blut übergegangen war. »Gib uns um Christi willen ein Almosen, wir sind ganz allein auf der Welt, mein unschuldiges Enkelkind und ich, und wir haben seit Tagen nichts gegessen.«

Vera nickte, holte aus der Tasche ihres Reitrocks einen Rubel und hielt der Zigeunerin das Geldstück auf offener Handfläche hin. Sie wusste sehr wohl, dass die Alte log. Eine Zigeunerin zog nie allein durch das Land. Sicher gehörte sie einem Stamm an, der für einige Tage oder Wochen in diesen Wäldern sein Lager aufgeschlagen hatte. Und dieses »kleine, unschuldige Enkelkind« hatte bestimmt stehlen gelernt, bevor es richtig gehen konnte. Aber das war nicht wichtig. Es gehörte dazu. Man ließ einen Zigeuner nicht weiterziehen, bevor man ihm nicht ein Almosen gegeben hatte – wenn man sich nicht der Rache der dunklen Mächte aussetzen wollte, über die sie geboten.

Die Zigeunerin nahm das Geldstück und ließ es in der Hosentasche verschwinden. Dabei starrte sie Veras Handfläche an, und auf ihr Gesicht trat ein grübelnder Ausdruck.

»Gib mir die Hand, schönes Fräulein. Lass mich darin lesen.«

»Warum?«, fragte Vera verwirrt und wollte die Hand zurückziehen. Aber sie kam nicht mehr dazu. Die braunen, knotigen Finger der Alten legten sich um ihr Handgelenk und hielten es fest.

Die Zigeunerin strich mit den Fingerspitzen ihrer freien Hand behutsam über Veras Handfläche, ließ dann die Hand los, blickte ihr ins Gesicht, und es war Vera, als entdeckte

sie in ihren Augen Trauer und Mitleid.

»Du hast ein warmes, mitfühlendes Herz. Hüte dich vor dem Mann, der aus der Finsternis kommt. Seine Leidenschaft brennt mit der Flamme des Frostes, sein Herz ist im Licht der Kälte erstarrt. Feuer und Tod und ein langer, dunkler Weg ... Ich kenne ihn nicht, ich weiß nicht, wohin er dich führen wird ... Weit ... Gott segne dich, schönes Fräulein. Bitte ihn um Kraft und Mut.«

Sie fasste nach der Hand des Kleinen, drehte sich um und ging davon. Der Junge lief neben ihr her und blickte dabei über die Schulter zurück, bis sie in einem Hohlweg verschwanden.

Eine Wolke hatte sich vor die Sonne geschoben, eine Windbö zog rauschend durch die Bäume, verfang sich in Veras Rock und presste ihn gegen ihre Beine. Sie fröstelte.

»Unsinn!«, sagte sie dann halblaut, straffte die Schultern und ging zu ihrem Pferd, das ein paar Schritte weiter graste. Feuer, Tod, ein Mann, Licht der Kälte, ein langer, dunkler Weg ... Es ist nicht schwer, solche Dinge zu prophezeien in einem Land, das an allen Ecken und Enden brennt. Krieg, Revolution ... Feuer und Tod gehören dazu. Seine Leidenschaft brennt mit der Flamme des Frostes, wiederholte sie in Gedanken die Worte der Zigeunerin. Wo steckt da der Sinn? Du bist verrückt, sagte sie sich, du bist verrückt, wenn du dir vom verworrenen Geschwätz einer alten Zigeunerin Angst einjagen lässt!

Der Wald wurde lichter, vor ihr erstreckte sich Weideland bis hin zu dem dunklen Streifen der Allee, die schnurgerade zum Gutshaus führte.

Gut Cosel. Ein schneeweißes Haus mit schlanken Portalsäulen und blinkenden Fensterreihen inmitten eines weitläufigen Parks. Veras Zuhause.

»Los, Brauner, lauf!«, rief sie, gab dem Pferd die Sporen und jagte in gestrecktem Galopp davon. Ihr junger, biegsamer Körper passte sich jeder Bewegung des Pferdes an, ihr Mund war ein klein wenig geöffnet, ihre Augen leuchteten. Wie herrlich, so dahinzureiten, schneller, noch schneller, begleitet vom Rauschen des Windes und dem dumpfen Trommelwirbel der Pferdehufe auf dem weichen Boden! Wie herrlich, die Kraft des dahinjagenden Tieres und des eigenen Körpers zu spüren, zu leben, jetzt, den Augenblick auszukosten, diesen Augenblick ...

Die Begegnung mit der unheimlichen Zigeunerin und deren rätselhafte Prophezeiung hatte sie bereits vergessen.

Einige Tage später näherte sich dem Gut Cosel aus südöstlicher Richtung, von Frauenburg her, eine berittene Abteilung revolutionärer Miliz. Die Bezeichnung Miliz hatte sie sich freilich selbst gegeben.

Der bunt zusammengewürfelte, abenteuerlich anzusehende Haufen bestand aus versprengten Soldaten, eingefangenen Deserteuren, Abenteurern, ehemaligen Sträflingen, Angehörigen der Roten Garden, die nach dem missglückten Juli-Aufstand der Bolschewiki unterzutauchen versuchten, und – zu einem großen Teil – aus jungen Anarchisten.

An der Spitze der Kolonne ritt ein junger, etwa fünf- oder sechszwanzigjähriger Mann. Sein hageres, asketisches Gesicht trug unter der Sonnenbräune noch immer Spuren von Gefängnisblässe, jener fahlen gelbbraunen Hautfarbe, die den Gesichtern ehemaliger Sträflinge auf Monate oder Jahre hinaus ihren Stempel aufdrückt. Vor dem Licht der schräg stehenden Sonne hielt er die Augen hinter der runden, von einem einfachen Stahlrahmen eingefassten Brille zusammengekniffen. Seine langen, nervigen Hände – die ausdrucksvollen Hände eines sensiblen, fantasiebegabten Mannes – spielten gedankenverloren mit den Zügeln. Sein schwächlicher Oberkörper mit den vornübergebeugten Schultern steckte in einem ausgebleichten Offiziersrock, von dem er die Hoheits- und Rangabzeichen entfernt hatte. Die einzige Waffe, die er im Unterschied zu seinen schwerbewaffneten und patronenumgürteten Kameraden trug, war ein Nagan, ein Trommelrevolver in einer Segeltuchhalfter.

Neben ihm ritt ein schnurrbärtiger, breitschultriger Mann, dem man schon von Weitem den ehemaligen Unteroffizier ansah. In den Händen hielt er ein schmieriges, zerlesenes Stück Papier.

»Hören Sie zu, Andrej Georgewitsch, was dieser Lenin den Menschewiki unter die Nase gerieben hat!«, sagte er mit rauer, weithin tönender Stimme. „Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht unser Mann ist! Ihr Einfaltspinsel, Prahler, Idioten, rief er ihnen, wie hier steht, vom Balkon seines Hauptquartiers zu. Ihr denkt, Geschichte wird in den Salons gemacht, wo sich kleine demokratische Parvenüs bei den adligen Liberalen anbieten, wo Hinterwäldler und Winkeladvokaten aus der Provinz die zarten Hände der Hochgeborenen Exzellenzen küssen. Einfaltspinsel, Narren, Idioten!

Geschichte wird in den Schützengräben gemacht, wo der vom Alldruck und Kriegsrausch besessene Soldat sein Bajonett in den Bauch des Offiziers stößt und dann auf den Puffern eines Eisenbahnwaggon in sein Heimatdorf flieht, um dort die Feuersbrunst zu entfachen und den roten Hahn auf das Dach des Gutsbesitzers zu setzen.

Diese Grausamkeit ist wohl nicht nach eurem Sinn? Kränkt euch nicht, antwortet die Geschichte. Das schönste Mädchen der Welt kann nur geben, was es hat. Eins ergibt das andere; bildet ihr euch ernsthaft ein, Geschichte wird in euren Kommissionen gemacht, ihr Narren? Albernheiten sind das, kindisches Gestammel, Kretinismus ...“

»Ich kenne die Rede des Genossen Lenin«, unterbrach Andrej Georgewitsch Paddas, der junge Anführer der Kolonne, den anderen.

Er presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. Roter Hahn, dachte er,

endgültige Abrechnung, vernichtet sie, tötet sie, wo ihr sie findet ... Ich brauche Lenin nicht, um mir das sagen zu lassen: Ich werde es tun. Immer wieder. Und heute Nacht ...



»Du bist heute wieder ausgeritten, Vera?«, fragte Heinrich von Cosel mit seiner leisen, kultivierten Stimme, wie immer Wort für Wort abwägend, bevor er es aussprach. Sein schmales Gelehrten Gesicht mit den nachdenklichen Augen schien im Kerzenschein fast durchsichtig und sehr blass. »Ich hielt es für besser, wenn du dich draußen nicht so sorglos bewegen würdest.«

»Warum, Vater?«

»Warum?« Sein Blick glitt über Veras Gesicht, verweilte auf der golden schimmernden Krone ihres Haars, heftete sich in ihre Augen, in denen sich das flackernde Flämmchen der Kerze spiegelte. »Vielleicht wollte ich es bis jetzt nicht wahrhaben«, sagte er mit einem leichten Lächeln, hinter dem er vergeblich seine Sorge, seine Befürchtungen und seine Angst um sie zu verbergen suchte. »Du bist erwachsen. Und du bist schön. Weißt du es? Du wirst deiner Mutter immer ähnlicher.«

»Es ist unser Land, Vater!« Vera schob die Unterlippe trotzig vor. »Niemand hat das Recht, mir zu verwehren ...«

»Auch ich nicht? Ich habe dir nicht oft etwas verwehrt. Diesmal tue ich es. Du hältst dich im Haus oder in seiner Nähe auf, bis dieser Spuk vorbei ist.«

»Wann wird das sein, Vater?«

»Lange kann es nicht mehr dauern.« Die schmalen Hände des Vaters zitterten vor unterdrückter Erregung, als er aus dem Brotkorb ein Stück nahm und es brach. »Du weißt sehr wohl, dass ich immer gegen die Auswüchse des Despotismus unter der Regierung des Zaren eingetreten bin. Ich habe meine Freunde in Petersburg oft genug gewarnt –«

»Diese Freunde haben dich nach Kriegsausbruch allesamt fallen lassen wie ein Stück glühender Kohle«, unterbrach ihn Vera verächtlich. »Plötzlich warst du, waren wir für sie – die Deutschen. Feinde. Obwohl Ian eine russische Uniform trug. Sie haben dir deinen Lehrstuhl auf der Universität weggenommen, sie haben mir verboten weiterzustudieren, sie haben uns aufs Land geschickt und uns befohlen, das Gut nicht zu verlassen. O ja, ich bin gern hier, viel lieber als in Petersburg – doch noch lieber wäre ich anders hergekommen. So aber ... Sie haben uns in die Verbannung geschickt, Vater – und du nennst sie noch immer Freunde. Wo aber sind sie jetzt, diese – Freunde? Weggefegt!«

»Ist es nicht an der Zeit, deine Sympathien für die Revolution und diese sogenannten Revolutionäre fallen zu lassen, nach alledem, was um uns geschieht?«

»Ich verstehe nicht, wie du sie sogenannte Revolutionäre nennen kannst, Vater. Immerhin haben sie das alte Regime verjagt und den Zaren zur Abdankung gezwungen.«

»Und sie haben eine neue Regierung gebildet, die von vornherein zum Untergang verurteilt ist«, sagte der Vater heftig. »Sie hat sich selbst den Namen Provisorische Regierung gegeben. Und sie wird provisorisch bleiben. Sie hat Geister gerufen, derer sie nicht mehr Herr wird. An die Stelle des Despotismus ist Rechtlosigkeit getreten, Anarchie, Willkür, Terror. Übrigens –«, sagte er dann, und es sollte beiläufig klingen, »übrigens soll der junge Paddas in der Gegend gesehen worden sein. Als Anführer einer Schar von fünfzig oder sechzig Reitern, die sich Revolutionäre Miliz nennt.«

»Andrej?« Vera richtete sich auf.

»Ich wünsche nicht, dass du diesen Mann bei seinem Vornamen nennst!«

Vera starrte den Mann gegenüber mit großen Augen an. Warum sagt er das?, fragte sie sich. War es wirklich Hass gewesen, den sie in seinen Augen aufblitzen sah, als sie diesen Namen erwähnte? Konnte ihr Vater, der sanftmütige, stille Gelehrte, der stets in der leidenschaftslosen, klaren Welt seiner Bücher und der Wissenschaft gelebt hatte, wirklich – hassen?

»Was ist damals wirklich geschehen, Vater? Er war nie wieder hier, und selbst sein Vater wollte nicht über ihn sprechen.«

»Ich habe ihn weggeschickt«, antwortete der Vater knapp.

»Warum?«

»Ich fand, dass er auf dich einen denkbar schlechten Einfluss ausübte.«

»Aber – aber das stimmt doch nicht! Er war ...«

»Schweig jetzt!« Der Vater hob gebieterisch die Hand. Und nach einer Weile, als wollte er die ungewohnt schroffe Zurechtweisung mildern, und doch auch mit einem Beiton in der Stimme, der keine Fragen mehr zuließ: »Ich habe den jungen Paddas auf meine Kosten in Petersburg ausbilden lassen. Er hatte gute Anlagen, war außerordentlich begabt, und ich hoffte, er würde eines Tages die Stelle meines Gutsverwalters übernehmen. Nach der Lage der Dinge war das mehr, als er sonst je hätte erreichen können. Er hat meine Erwartungen nicht erfüllt und mein Vertrauen missbraucht. Das ist alles.«

Alles –?, fragte sich Vera grübelnd, nachdem die Worte ihres Vaters verklungen waren. Nein, der Vater hatte ihr nicht alles erzählt. Damals muss noch etwas anderes geschehen sein. Bald nachdem Andrej verschwunden war und kurz vor dem Ausbruch des Krieges waren Gerüchte aufgetaucht, denen zufolge er von der [Ochrana\\*](#) verhaftet und nach Sibirien gebracht worden war.

Hatte am Ende der Vater dabei seine Hand im Spiel gehabt?

Nein, das war unmöglich!

»Herr – Herr!«, störte da Annas aufgeregte Stimme Vera aus ihren Gedanken auf.

Die alte Magd stürzte ins Zimmer. Ihr rundes, gutmütiges Gesicht war blass vor Erregung.

»Sie kommen, Herr – sie kommen!«

»Wer kommt?« Heinrich von Cosel blickte ungehalten auf. »Reiter, Herr ... Es sind viele ... Sie haben das Haus umstellt ...«

»Reiter? Was für Reiter?«

»Ich weiß es nicht, Herr, ich weiß es doch nicht. Sie wollen ...«

Mehr hörte Vera nicht.

Schon bei den ersten Worten der alten Magd war sie aufgesprungen und aus dem Zimmer gestürzt. Es war so weit. Nun war das eingetroffen, was Ian prophezeit und was sie alle befürchtet hatten. Für diesen Fall hatte er ihr eine Pistole zurückgelassen.

Die Pistole, dachte sie, während sie die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer lief. Ich muss die Pistole ... Vater, mein Gott, was werden sie mit Vater machen? Es darf ihm nichts geschehen, sie dürfen ihm nichts antun, sie dürfen nicht, sie dürfen nicht ...

Es gab schon seit Wochen kein elektrisches Licht mehr. Aber Vera zündete in ihrem

Schlafzimmer keine Kerze an. Mit zitternden Fingern suchte sie in der Dunkelheit nach dem Schlüssel zu der Schublade, in der die Pistole lag, und schloss sie auf.

Der schwere, gerippte Kolben der Waffe lag kühl und seltsam beruhigend in ihrer Handfläche.

Über die Wände des Zimmers huschten rötliche Lichter.

Vera lief zum Fenster und blickte hinaus.

Von hier aus konnte sie den Park und die Ställe und Wirtschaftsgebäude überblicken.

Aus der Dunkelheit preschten schattengleich Reiter heran, brennende Fackeln in den erhobenen Händen. Einige von ihnen waren bereits abgesehen und trieben das Vieh aus den Ställen. Fackeln wirbelten durch die Luft, prallten von den Mauern ab, rollten über die Dächer, verschwanden in den Gebäuden. Das Klirren zerbrochener Fensterscheiben. Das rasende Trommeln galoppierender Pferdehufe. Das erschreckte Brüllen der Kühe. Kleine, verspielt wirkende Flämmchen, die aus einem Fenster leckten. Die Gestalt eines Mannes, der mit einer Mistgabel auf die Reiter eindrang, im nächsten Augenblick umgeritten wurde und wie tot am Boden liegen blieb: Georg, der Gärtner. Er hatte sich den Angreifern allein entgegengestellt, schoss es Vera, die wie gelähmt am Fenster stand, durch den Kopf. Allein, mit einer Mistgabel gegen Säbel und Gewehre, und sie haben ihn getötet ...

Eine heiße, würgende Wut überfiel sie und raubte ihr jede Besinnung. Sie lief zur Tür, rannte durch den Gang zur Treppe, die Treppe hinunter, stürzte durch die Eingangshalle und riss die Tür auf.

Auf der Freitreppe blieb sie stehen: eine hohe, schmale Gestalt, ungedeckt zwischen den Portalsäulen vor der dunklen Öffnung der Tür.

Zielen, ich muss immer zielen, nicht die Augen aus Angst vor dem Schuss schließen, erinnerte sie sich wie im Traum an Ians Worte. Sie zielte, schoss wieder und sah mit wilder Befriedigung, wie ein Reiter aus dem Sattel stürzte, vom dahinjagenden Pferd noch meterweit mitgeschleift wurde und schließlich leblos liegen blieb.

Sie schoss wieder.

»Vera nicht – nicht!«, hörte sie von hinten die entsetzte Stimme des Vaters, dünn, seltsam fremd und weit. Sie kümmerte sich nicht darum. Sie zielte, schoss und kümmerte sich auch nicht um das peitschende Knallen von Gewehrschüssen, die jetzt zu fallen begannen.

Dann wurde sie von einem harten Schlag gegen die rechte Brustseite zurückgeschleudert. Mit Verwunderung und ohne zu begreifen, was geschehen war, sah sie, wie die Pistole ihr aus der kraftlos gewordenen Hand fiel und über die Treppe polterte. Sie stürzte der Pistole nach, sie musste hin zu der Waffe, die dort unten lag, merkwürdig klein, unscheinbar, weit, so entsetzlich weit, wie sollte sie je da hinkommen, aber sie musste doch, sie musste ...

Dann sah sie die Pistole nicht mehr. Sie fiel durch purpurne Dunkelheit, fiel immer tiefer, tiefer ...

---

\* – Ochrana, die gefürchtete zaristische Geheimpolizei

Das deutsche Gefangenenlager Plankaln, so benannt nach einem Dorf inmitten ausgedehnter Kiefernwälder, in dessen Nähe es im ersten Kriegsjahr erbaut worden war, befand sich etwa sechs bis sieben Werst nördlich von Gut Cosel. Im August 1917 waren hier rund zweitausend deutsche und österreichische Kriegsgefangene untergebracht.

Die ärztliche Betreuung der Gefangenen lag in den Händen des deutschen Oberarztes Dr. Alexander Berckheim und des russischen Feldschers Semjon Akimowitsch Jegorow, eines vierzigjährigen, stillen, stets hilfsbereiten Mannes mit kurzsichtig blinzelnden Augen hinter dicken Brillengläsern.

Dr. Berckheim war bei Ausbruch des Krieges Assistenzarzt an der Königsberger Universitätsklinik gewesen. Mitte 1915 wurde er eingezogen, nachdem der Krieg auch unter dem Sanitätspersonal immer größere Opfer gefordert hatte.

Bei einer der letzten russischen Offensiven im Herbst 1916 geriet er in Gefangenschaft. Vielmehr: Er blieb freiwillig bei etwa hundert Verwundeten eines deutschen Feldlazarets, das von russischen Truppen eingenommen worden war, um auch in der Gefangenschaft für sie sorgen zu können.

Nun befand er sich bereits seit über einem Jahr in Gefangenschaft; die meiste Zeit davon hatte er hier im Lager Plankaln verbracht.

Plankaln: Dürftige, von Stacheldraht und Wachttürmen umgebene Holzbaracken auf sandigem Boden. Hohle, von Hunger gezeichnete Gesichter. Eisige, erbarmungslose Kälte im Winter, brütende Hitze im Sommer, schlechtes, brackiges Wasser, Ruhr, Flecktyphus, epidemische Gelbsucht. Und ein paar Hundert Meter weiter im Wald eine Lichtung mit Hunderten von roh zusammengenagelten Kreuzen: Hier lagen sie. All jene, die seiner Obhut überantwortet waren und denen er nicht hatte helfen können. Wie hätte er das tun können? Verseuchtes Wasser, Kranke, die bereits von Hunger geschwächt waren, keine Medikamente ... Und trotzdem. Trotzdem ...

»Gospodin Doktor – Gospodin Doktor!«

Der Arzt fuhr auf.

Jegorow, der Feldscher, kam herangelaufen. »Gut, dass ich Sie finde, Herr Doktor –«, sagte er atemlos. »Kommen Sie bitte mit zur Kommandantur. Sie müssen sofort ...«

»Nichts Kommandantur!«, sagte da eine tiefe, raue Stimme. Aus der Dunkelheit lösten sich die Gestalten dreier Männer und blieben vor dem Arzt, der sich langsam aufrichtete, stehen. »Wir haben keine Zeit«, fuhr ihr Anführer, ein breit gebauter, bärtiger Mann, fort. »Sie kommen mit uns, Doktor. Gleich. Können Sie Russisch?«

Dr. Berckheim nickte.

»Das ist gut. Und reiten? Können Sie reiten?«

»Ich kann auch reiten«, sagte der Arzt. »Wohin wollen Sie mich bringen? Ich kann doch nicht ...«

»Das werden Sie erfahren«, unterbrach ihn der Bärtige ungeduldig. »Jetzt müssen wir reiten, schnell! Können Sie schnell reiten? Dawai, dawai, kommen Sie schon! Ein bisschen Abwechslung für Sie. Eine Patientin ... Eine hübsche, junge, sehr, sehr kranke Patientin ...«

Nach einem schnellen Ritt durch die Wälder, bei dem sie die Pferde bis zur Erschöpfung angetrieben hatten, kamen sie an. Und nun sah Dr. Berckheim, was der rote Widerschein am nächtlichen Himmel, der während des Rittes heller und heller geworden war, zu bedeuten hatte.

Gut Cosel brannte.

Flammen schlugen aus den langen Reihen zerborstener Fenster, dicker purpurner Rauch quoll gen Himmel. Das Dachgebälk der Stallungen und der Wagenremise krachte mit lautem Getöse zusammen, Funkengarben schossen empor, schwebten über den dichten rot leuchtenden Baumkronen des Parks, verglühten ...

»Dawai, Doktor, dawai!« Der Bärtige stieß den Arzt auf den Parkrasen zu einer kleinen Gruppe von Männern, die reglos auf etwas zu ihren Füßen niederstarrten.

Als der Arzt herankam und sich zwischen die Männer schob, die ihm wortlos Platz machten, sah er es:

Auf dem Rasen, zugedeckt mit einer rauen Woldecke, den Kopf im Schoß einer alten, mit lang hingezogenen Klagetönen weinenden Magd, lag ein junges Mädchen. Auf ihrem langen goldglänzenden Haar und auf ihrem weißen, wie aus Marmor gemeißelten Gesicht lag der rote Widerschein der Flammen, ihr Kopf rollte unruhig hin und her, ihre blutleeren Lippen bewegten sich wortlos.

»Sie ist verwundet, hier.« Der Bärtige zeigte auf seine rechte Brustseite.

Der Arzt kniete hin, schlug die Decke zurück und entfernte mit behutsamen Händen den provisorischen Verband um die Schulter und rechte Brust des Mädchens.

Aus einem kleinen Einschussloch, knapp eine Handbreit unter dem Schlüsselbein, sickerte helles, schaumiges Blut.

»Ist es schlimm, Doktor?«, fragte da eine vor Erregung heisere Stimme in fast fehlerfreiem Deutsch. »Sprechen Sie!«

»Ich kann Russisch«, sagte der Arzt. »Wer hat das getan?«

»Das steht jetzt nicht zur Debatte«, antwortete die Stimme kalt. »Wird sie durchkommen? Ist es schlimm?«

»Es scheint so«, sagte der Arzt und blickte auf – geradewegs in das hagere, asketische Gesicht eines jungen Mannes mit einer runden Brille vor den Augen.

»Wird sie durchkommen?«

»Wie kann ich das jetzt schon sagen?«

»Sie muss!«, sagte der junge Mann gepresst. Er beugte sich vor, holte mit eckigen, hölzern wirkenden Bewegungen seinen Nagan aus dem Segeltuchhalfter und richtete ihn auf den Arzt. »Sie muss!«, wiederholte er laut mit einer wilden Drohung in der Stimme.

»Ich schwöre Ihnen, ich schwöre es: Wenn sie stirbt, werde ich Sie töten!«

»Meinen Sie denn, ich werde mir um das Mädchen mehr Mühe geben, wenn Sie mir drohen?«, fragte Dr. Berckheim kühl. Dann beugte er sich wieder über Vera, hob ihren Oberkörper an und fuhr mit der freien Hand über den Rücken.

Vera regte sich, stöhnte.

Ihr Rücken war unverletzt. Die Kugel steckte also noch in der Brust. In der Lunge?

Wenn das zutraf, konnte er nicht viel mehr machen als sie verbinden, warten und hoffen, dass keine Entzündung eintrat.

Da ertasteten seine Finger eine kleine, harte Ausbuchtung unter ihrem Schulterblatt, etwa an der Nahtstelle zwischen dem Rauten- und dem großen Sägemuskel. Als er sie vorsichtig hin und her bewegte, öffnete Vera die Augen und starrte ihn blicklos an. Ihre Lippen bewegten sich.

»Ich werde die Kugel herausnehmen«, sagte der Arzt zu Starschinow, dem schnurrbärtigen Unteroffizier. »Wohin können wir das Mädchen bringen?«

»Sie wollen sie wirklich – operieren?«, fragte Starschinow ungläubig.

»Die Kugel muss heraus.«

»Nein!«, sagte Paddas gepresst. »Sie werden es nicht tun!«

»Sondern?«

»Wie wollen Sie das fertigbringen? Es ist zu gefährlich.«

Dr. Berckheim legte Veras Oberkörper sacht wieder zurück, stand auf und beugte sich vor, sodass er Paddas gerade ins Gesicht sehen konnte.

»Sie Narr!«, sagte er; seine Stimme war dunkel vor mühsam unterdrücktem Zorn. »Sie brennen das Gut ab, schießen das Mädchen über den Haufen, lassen mich holen, drohen, mich zu erschießen, wenn sie stirbt. Nun wollen Sie mir auch noch Vorschriften machen ... Darauf verstehen Sie sich offensichtlich ausgezeichnet –«, der Arzt deutete mit dem Kopf hinüber zu dem lichterloh brennenden Gutshaus. »Darüber können Sie reden. Aber mischen Sie sich nicht ein in das, was ich zu tun oder zu lassen habe. Gehen Sie mir jetzt aus dem Weg, Sie sind hier überflüssig!«

In diesen Augenblicken wurde der Keim zu der unversöhnlichen Feindschaft zwischen den beiden Männern gelegt, die später so verhängnisvolle Folgen haben sollte.

Sie brachten Vera in das kleine, vom Feuer verschont gebliebene Gärtnerhäuschen am Parkrand. In der Stube legten sie sie auf den großen Tisch, über den Dr. Berckheim ein frisches Bettlaken hatte ausbreiten lassen.

»Wirst du sie retten können, Sudar?«, fragte Anna, die alte Magd, den Arzt, als sich dieser sorgfältig die Hände schrubbte.

»Wir werden es versuchen.«

Der Eingriff, den Dr. Berckheim wagen wollte, war recht einfach, kaum komplizierter als die Entfernung eines Furunkels. Aber darum ging es nicht; ob Vera durchkommen würde, hing von dem Grad der inneren Verletzung ab, welche die Kugel verursacht hatte.

Mit dem Rest seines eifersüchtig gehüteten und für eine besondere Gelegenheit aufgesparten Chloroforms aus der mitgebrachten Instrumententasche wurde Vera betäubt. Dann befahl der Arzt der alten Magd, den Arm des Mädchens hochzuhalten, desinfizierte die Haut um die Ausbuchtung unterm Schulterblatt, legte mit einem schnellen, sicheren Schnitt die Kugel frei und holte sie mit der Pinzette heraus.

Ein kleinkalibriges Stahlmantelgeschoss, das vom Aufprall kaum verformt worden war. Das aufgestaute Blut quoll mit Luftbläschen durchmischt aus der Wunde.

»Wenn ihr wissen wollt, wer auf das Mädchen geschossen hat, müsst ihr nach einer Pistole mit dem Kaliber 7,65 suchen«, sagte der Arzt zu Starschinow, der ihm bei den



Vorbereitungen zur Operation geschickt zur Hand gegangen war. »Wahrscheinlich eine deutsche Walther-Pistole.«

»Ich weiß, wer eine solche Pistole hat«, sagte Starschinow.

»Wer?«, fragte Paddas. Er hatte die ganze Zeit über schweigend an der Wand gestanden. Der Widerschein vom Feuer des brennenden Gutshofes, der durch das kleine Fenster fiel, warf über sein Gesicht huschende rötliche Lichter.

»Sergej.«

Paddas machte eine Bewegung zur Tür. Doch Starschinow hielt ihn fest.

»Halt an dich, Andrej Georgewitsch! Es ist genug Unglück geschehen. Was hätte Sergej tun sollen? Sie hat auf ihn gezielt. Kurz vorher hatte sie Nikolaj getroffen. Er ist tot ... Ein tapferes Mädchen«, schloss er unvermittelt. »Allein gegen uns alle.«

Dr. Berckheim konnte sich jetzt ein ziemlich genaues Bild von der Verletzung machen.

Die Pistolenkugel war etwa eine Handbreit unterhalb des Schlüsselbeins eingedrungen, hatte Veras rechten Lungen-Oberlappen durchschlagen, war dann auf das Schulterblatt aufgeprallt und nach unten abgerutscht.

Als er die Schnittwunde genäht hatte und sich daranmachte, das Mädchen zu verbinden, wurden draußen plötzlich Stimmen laut. Die Tür wurde aufgestoßen, und ein Mann trat herein, bei dessen Anblick die alte Magd erschrocken aufschrie.

Graues, wirres Haar fiel ihm in das schmutzige, blutverkrustete Gesicht, sein Bart war angesengt, sein Hemd zerrissen. Der Blick seiner wild flackernden Augen war auf Paddas gerichtet; sonst schien er nichts um sich wahrzunehmen.

»Georg Iwanowitsch, um Christi willen – was ist mit dir geschehen?«, rief die Magd.

»Lasst ihn!«, befahl Paddas den Milizsoldaten, die den Alten zurück aus der Stube zu zerren versuchten.

Der alte Mann hob mit einer langsamen Gebärde die Hände mit den klauenartig gespreizten Fingern und ging Schritt für Schritt auf Paddas zu. Schwer fielen seine Worte in die atemlose, beklemmende Stille:

»Wenn dich dein rechtes Auge zum Bösen reizt, so reiß es aus und wirf es von dir! Denn besser ist es für dich, dass eines deiner Glieder verloren gehe, als dass dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde. Und wenn deine rechte Hand dich zum Bösen reizt, so hau sie ab und wirf sie von dir! Du bist Leib von meinem Leib, Blut von meinem Blut. Du hast den Mann auf dem Gewissen, der mein und dein Herr und Wohltäter war. Du hast ein Kind auf dem Gewissen, das rein war und ohne Schuld. Du bist nicht mehr mein Sohn, Andrej Paddas. Ich werde dich töten.«

Seine Hände schlossen sich mit einem harten Griff um den Hals des jungen Revolutionärs, der keine Bewegung zur Abwehr machte. Doch dann sprangen die Milizsoldaten hinzu, rissen ihn zurück und hielten ihn fest.

»Vater –«, sagte Andrej Paddas heiser und rieb sich den schmerzenden Hals. »Ich habe nicht gewusst, dass sie hier sind. Ich dachte, sie seien in Petersburg, wie immer früher ... Aber selbst wenn ich gewusst hätte, dass sie hier sind – ich hätte es getan«, sprach er nach einer kleinen Pause trotzig weiter. »Das und alles andere ... Ich tue es nicht meinetwegen, sondern für Menschen wie dich. Der Mann, den du deinen Wohltäter nennst, ist tot. Hat er den Tod nicht hundertfach verdient? Er und seinesgleichen, diese

ganze verfluchte Brut, die von deiner Arbeit gelebt und mit vollen Bäuchen Feste gefeiert hat, während du Hunger leiden musstest. Die Mutter musste sterben, die Schwester – meine Schwester und deine Tochter – musste sterben, weil du den Arzt nicht bezahlen konntest.«

»Nimm ihren Namen nicht in deinen schmutzigen Mund!«, flüsterte der alte Mann heiser.

Doch Paddas ließ sich nicht beirren. »Du dientest für Almosen«, sprach er weiter – aber nun nicht mehr allein zu seinem Vater. Er sprach, als müsste er jedes einzelne Wort in die Gehirne dieser Männer einhämmern, die ihn schweigend und wie in Bann geschlagen von seiner Stimme anstarrten. »Du und deinesgleichen. Sie haben euch ausgebeutet, erniedrigt, sie haben von euren Schwielen gelebt, euer Blut getrunken wie unersättliche Vampire. Sie haben euch Hungers krepieren lassen, und wenn auch nur einer von euch Brot und Gerechtigkeit verlangte, wurde er geschlagen, nach Sibirien geschickt, in den Kerker geworfen. Du aber sagst: ein Wohltäter. Er hat mich wie einen rädigen Hund davongejagt, als ich forderte, diese verfluchte Welt müsste eine andere werden. Damals habe ich mir geschworen, dass ich eines Tages zurückkomme. Damals ...«

»Dein Schwur –«, unterbrach ihn der Alte tonlos. »Du hast ihn gehalten. Verflucht seist du dafür!«

Er schüttelte die Hände der Milizsoldaten ab, drehte sich um, schlurfte hinaus, und auf seinen gebeugten Schultern schien die ganze Last dieser mit Schuld beladenen und von Hass vergifteten Welt zu ruhen.

Dr. Berckheim hatte vergeblich darauf gedrungen, ihn zurück in das Kriegsgefangenenlager Plankaln zu bringen.

»Sie behaupten, Ihre Leute brauchen Sie dort, Doktor. Das mag stimmen. Aber auch meine Leute brauchen einen Arzt. Es steht wohl außer Frage, wem die Priorität gebührt. Ich habe einige Verwundete, Kranke ... Sie werden hier viel Arbeit finden.« In Paddas' Augen hatte es bei diesen Worten spöttisch aufgeblitzt. »Ihnen als Arzt dürfte es wohl gleichgültig sein, wem Sie helfen – auch wenn Ihnen die Uniformen und die roten Armbinden, die wir tragen, nicht angenehm sind.«

Was Paddas über seine Verwundeten und Kranken gesagt hatte, stimmte. Aber Dr. Berckheim wusste sehr wohl, dass ihm Veras Verletzung mindestens ebenso wichtig war.

Sie lag in einer kleinen Kammer des Gärtnerhäuschens. Das Fenster ging nach hinten, sodass sie das abgebrannte Herrenhaus nicht sehen konnte. Auch Anna, die sich Tag und Nacht um sie bemühte, erzählte ihr nicht, was in jener verhängnisvollen Nacht geschehen war.

»Sie weicht mir immer aus«, sagte Vera einmal zu Dr. Berckheim, als er ihr einen frischen Verband anlegte. »Ich muss wissen, was mit dem Vater geschehen ist, Herr Doktor. Sagen Sie es mir, bitte ...«

»Ich habe Ihren Vater nicht gesehen«, antwortete der Arzt ausweichend.

»Ist er – tot?«

Nun war dieses schreckliche, endgültige Wort gefallen – und der Arzt brachte es nicht über sich, das Mädchen anzulügen. Warum sollte er ihr Hoffnungen machen, wenn sie die Wahrheit eines Tages – und sicherlich bald – doch erfahren würde? Und bestimmt war es besser, dass sie es von ihm erfuhr als von einem dieser Männer, für die das Wort Tod seinen Schrecken verloren hatte und deren Mitleid verhärtet war.

»Er ist tot«, sagte er leise.

»Paddas?«

»Nein. Einer seiner Leute.«

Nach diesem Gespräch fiel Vera in eine seltsame Erstarrung. Sie sprach kaum ein Wort, und der Blick ihrer Augen war abwesend, verloren in ferne, nur ihr zugängliche Welten.

Am Nachmittag des vierten Tages näherte sich das Artilleriefeuer dem Gut, sodass man bereits die einzelnen Abschüsse und Einschläge unterscheiden konnte. Ein Bataillon russischer Infanterie zog vorbei: zerlumpte graue Gestalten mit hohlen Gesichtern und leeren Augen, viele von ihnen ohne Waffen.

Gegen Abend begann hinter einer Waldzunge im Südwesten ein Maschinengewehr zu rattern. Dazwischen dünnes Gewehrfeuer. Zwei, drei schmale Rauchsäulen stiegen auf zum Himmel, an dem die Sonne blutrot unterging.

Dr. Berckheim saß – von zwei Milizsoldaten bewacht – vor dem Gärtnerhäuschen, als Paddas zu ihm trat.

»Machen Sie sich fertig, Doktor. In zehn Minuten brechen wir auf.«

»Und das Mädchen?« Der Arzt stand langsam auf.

»Wir werden sie mitnehmen.«

»Also wollen Sie sie doch noch umbringen?«

»Hüten Sie Ihre Zunge, Doktor! Ich habe genug Sterbende gesehen, um zu wissen, wann jemand so weit ist. Sie ist es nicht. Und damit wirklich nichts passiert, kommen Sie mit. Vergessen Sie aber nicht: Was ich Ihnen damals gesagt habe, gilt auch jetzt.« Er schlug mit der flachen Hand auf den Segeltuchhalfter, in dem seine Nagan steckte.

»Und wie lange noch?«

»Solange ich es für gut halte.«

Paddas drehte sich um und ging.

Dr. Berckheim blickte ihm nach – und erwägte in Gedanken, wie schon so oft, die Möglichkeiten einer Flucht. In der Verwirrung des eiligen Aufbruchs würde sie ihm fast sicher gelingen. Die einfallende Nacht vergrößerte seine Chancen noch. Er brauchte sich nur im Wald zu verstecken und zu warten, bis sich die ersten deutschen Soldaten zeigten. Dann wäre er in Sicherheit – wahrscheinlich für immer, da das Ende des Krieges zum Greifen nahe schien.

Er wäre in Sicherheit ... Und – Vera?

In diesen Augenblicken stand Dr. Berckheim an einem Kreuzweg, dessen Bedeutung für sein weiteres Leben er noch gar nicht ermessen konnte. Er musste sich entscheiden. Und er entschied sich.

Er blieb.

Sie betteten Vera auf einen Leiterwagen, den man dick mit Stroh und Woldecken ausgelegt hatte. Anna, die alte Magd, musste zurückbleiben, so sehr sie Paddas auch bat, mitkommen zu dürfen.

»Ich kenne dich, seit du auf der Welt bist, Andrej«, bettelte sie, und Tränen liefen über ihr rundes, kummervolles Gesicht. »Ich habe deiner Mutter beigestanden, als sie dich gebar, ich habe dich auf meinen Händen getragen, dir Geschichten erzählt ... Warum ist dein Herz so verhärtet? Lass mich mitkommen, Andrej. Lass mich bei meinem Täubchen bleiben, sie hat sonst niemanden, hörst du? Niemanden ...«

Aber Paddas blieb unerbittlich.

»Wir haben einen langen Marsch vor uns. Du wärst nur im Weg.«

»Gott der Allmächtige wird dir eines Tages die Rechnung vorlegen für alles, was du tust ... Wohin willst du sie bringen?«

»Wohin bringt er uns?«, fragte Vera einmal so leise, dass nur der Arzt sie hören konnte, der neben ihr saß.

»Ich dachte, Sie schlafen ...«

»Schon lange nicht mehr. Wohin bringt er uns?«

»Ich weiß es nicht. Aber vielleicht sagt er es Ihnen?«

»Nein!«, erwiderte sie, und obwohl sie flüsterte, klang ihre Stimme klar und sehr entschlossen. »Ich kann nicht mit ihm sprechen. Nie wieder. Ich will ihn nicht sehen, ich will nicht.«

»Kennen Sie ihn von früher?«

»Ich kannte ihn. Und es gab eine Zeit ... Man muss lieben, sagte er damals. Die Armen, Besitzlosen, Gedeemütigten, Verfolgten ... Die Liebe muss wie ein breiter, nie versiegender

Strom sein, der einen weiterträgt und vor Hass und Bitterkeit beschützt. Und jetzt? Hass, Mord ... Feuer. Feuer überall, Asche ... Als sie mich hinausbrachten, habe ich es gesehen. Abgebrannte Mauerreste, leere Fensterhöhlen, schwarze Kamine ... Und der Vater ... Was ist mit ihm geschehen? Ein Grab ... Hat er ein Grab?«

»Er hat es«, log der Arzt. Denn in Wirklichkeit war das Grab Heinrich von Cosels die Ruine, von der Vera gesprochen hatte. Dr. Berckheim hatte darin nach seinen Überresten gesucht und nichts gefunden.

»Eines Tages werde ich zurückkommen«, flüsterte Vera.

»Sie werden zurückkommen«, sagte der Arzt. »Es ist Ihr Haus. Ihr Land. Aber bis dahin ... Sie müssen leben. Das Leben heilt und die Zeit. Jeder Tag, der vergeht, ist leichter zu ertragen. Und eines Morgens merkt man wieder, wie die Sonne aufgeht. Man ist anders geworden, doch die Nacht ist vergangen ...«

In den Mittagstunden des nächsten Tages kamen sie an einen See mit flachem, schilfbestandenem Ufer inmitten ausgedehnter Wälder. Mit einem Flachkahn setzten sie über auf eine vom Seeufer etwa zweihundert Meter entfernte, dicht bewachsene Insel. Dort stand auf einer Lichtung, umgeben von dichtem Gestrüpp und hohen Eschen und Ulmen, eine kleine Blockhütte.

»Sie sehen, Doktor – fast eine Sommerfrische«, sagte Paddas. Wie immer, wenn er mit dem Arzt sprach, stand um seine Mundwinkel ein spöttisches Lächeln, hinter dem er seine Abneigung, sein Misstrauen und vielleicht auch seine Unsicherheit zu verbergen suchte.

»Und wie lange soll diese Sommerfrische dauern?«

»Drei, vier Wochen ... Bis die – Patientin die Reise nach Petersburg ohne Gefahr überstehen kann. Ich selbst werde sie abholen. Starschinow und die anderen bleiben hier. Niemand wird Sie stören, hier sehen Sie monatelang keinen Menschen. Diese Insel ist ein ideales Versteck, das früher nicht einmal die Ochrana ausfindig machen konnte. Einmal verbrachte ich in dieser Hütte über ein halbes Jahr ... Und wenn Sie Langeweile haben – in der Hütte gibt es Bücher genug. Wenn Sie alle durchlesen –«, das spöttische Lächeln um seine schmalen Lippen vertiefte sich. »Wer weiß, vielleicht werden Sie noch ein überzeugter Revolutionär ...«

Paddas hatte all die Tage kein einziges Wort mit Vera gewechselt. Nun aber, bevor ihn einer der Milizsoldaten mit dem Kahn wieder hinüber zum Seeufer brachte, trat er an die Tragbahre, auf der sie lag.

Dr. Berckheim hörte ihn sprechen, ohne verstehen zu können, was er sagte. Doch er sah den Blick, mit dem ihn Vera anstarrte. Ihre Augen hatten die Farbe eines Gletschers unter gewitterschwerem Himmel angenommen, sie waren kalt, ausdruckslos, blickten durch Paddas hindurch ...

Dann drehte sich Paddas um und ging am Arzt vorbei zu dem Pfad, der sich durch dichtes Brombeer- und Haselnussgestrüpp bis ans Ufer schlängelte. Und in seinem Gesicht fand Dr. Berckheim das bestätigt, was er die ganze Zeit über geahnt hatte:

Der junge Revolutionär litt unter Veras Hass.

Die Blockhütte hatte nur einen Raum, und darin standen ein einfaches Feldbett, ein Tisch, eine Bank und drei Hocker, ein offener Herd und ein Bücherregal mit philosophischen, soziologischen und revolutionären Büchern und Schriften, von denen wohl die meisten im zaristischen Russland verboten gewesen waren.

Die Hütte blieb Vera vorbehalten. Für Dr. Berckheim, Starschinow und sich selbst hatten die drei Milizsoldaten in erstaunlich kurzer Zeit eine zweite Hütte aus jungen Baumstämmen und dicht verflochtenen Weidenzweigen errichtet.

Veras Genesung machte entgegen Dr. Berckheims Befürchtungen erstaunlich rasche Fortschritte. Durch einen Vorgang, den er sich nicht erklären konnte, überwand sie die Apathie der ersten Tage und schien nun ihre ganze Kraft und Energie darauf zu verwenden, möglichst bald wieder gesund zu werden. Bald schon versuchte sie aufzustehen und machte mithilfe des Arztes die ersten, noch unsicheren Schritte.

Am Tag darauf trat sie zum ersten Mal ins Freie: eine helle, schmale, von den schrägen Strahlen der Morgensonne golden überflutete Gestalt vor dem dunklen Hintergrund der verwitterten Hütte.

»Was sagen Sie dazu, Doktor – der Schlag soll mich treffen!«, murmelte Starschinow überrascht, der mit dem Arzt vom Fischfang gekommen war und am Rande der Lichtung in Veras Anblick versunken stehen blieb. »Man kann Andrej Georgewitsch verstehen, wenn er ...«

»Wenn er – was?«

»Es gibt Frauen und Frauen, Doktor. Die meisten sind wie die Tonkrüge, aus denen die Muschiks ihr Wasser trinken. Es gibt aber auch welche wie Kristallgläser, in die man Wein füllt oder Champagner. Man muss behutsam mit ihnen umgehen, sonst zerbrechen sie. Was soll ich Ihnen sagen? Sie sind nichts für unsere Bauernhände ...«

Die Wochen auf dieser kleinen Insel sollten trotz der Umstände, unter denen sie sich abspielten, zu den schönsten und glücklichsten im Leben des jungen Arztes werden.

Die Sommertage waren hell, sonnig, voll tiefen Friedens. Der Krieg und die Revolution schienen weit, die Erinnerung daran verblasste mehr und mehr. Sonnenstrahlen drangen wie glühende Speere durch das dichte Laub der Bäume. Kleine Vögel schossen mit schwirrendem Flügelschlag durch die Lichtstreifen. Im Wasser einer kleinen Bucht hinter der Blockhütte plätscherten Wildkarpfen, so groß, wie sie der Arzt noch nie gesehen hatte. Weiße Wolken segelten über den blassblauen Himmel, dann wurden die Schatten länger, kündigten den Abend und die Nacht an mit ihrem blauvioletten Licht und dem perlmuttfarbenen Schimmer über der weiten, von leichtem Wind gekräuselten Wasserfläche ...

An einem dieser verzauberten Abende geschah es.

Die Aufmerksamkeit der Milizsoldaten, die sie zunächst auf Schritt und Tritt begleitet hatten, ließ mit der Zeit nach, sodass Vera und Dr. Berckheim bei ihren Spaziergängen immer öfter unbeobachtet waren.

Sie standen an der kleinen Bucht, als Vera, die über die Zeit sprach, die sie in



Petersburg verbracht hatte, plötzlich mitten im Satz abbrach. Mit nachdenklich zusammengezogenen Augenbrauen blickte sie hinüber zu dem kleinen Streifen des Seeufers.

»Sie hätten sicher schon Gelegenheit gefunden zu fliehen, Herr Doktor«, sagte sie schließlich. »Warum haben Sie's nicht getan?«

»Nun – so groß waren die Gelegenheiten wiederum nicht.«

»War es – meinetwegen?«

»Hätte ich Sie denn allein lassen sollen?«

»Wir müssen es tun«, sagte Vera leise. »Wir haben nicht viel Zeit ... Ich – ich kann es kaum mehr aushalten ... Nehmen Sie mich mit, bitte! Jeden Augenblick denke ich ...« Sie drehte sich zu ihm, und ihre Augen waren groß und ängstlich in der weichen Abenddämmerung. »Ich hatte früher nie Angst. Nie. Ich ging allein in den Wald, auch nachts. Aber jetzt ...«

»Ich kann das verstehen. Aber es ist falsch. Angst ... Nein. Sie haben keine. Sie müssen es sich immer wieder sagen.«

»Wie es Kinder tun, wenn sie aus dem Keller etwas holen müssen?«

Der Arzt nickte. »Wie die Kinder.«

Sie standen sich nun ganz nahe gegenüber. Und wie unter einem Zwang, als hätten sie zu gleicher Zeit einen lautlosen Befehl vernommen, umarmten und küssten sie sich.

Ein langer, selbstvergessener Kuss, keine Vergangenheit mehr, keine Gegenwart mit all ihrer Bedrohung, nur dieser Kuss, nur ihre Liebe, zwei Menschenkinder, die zueinandergefunden haben, allein unter dem grundlosen Himmel, umwispert vom Wind, der raschelnd durch die Bäume und durch das Schilf zog, keine Angst mehr, keine Fragen, nur noch sie allein ...

»Vera –«, flüsterte der Arzt. »Veruschka ...«

Doch bevor sich ihre Lippen aufs Neue berührten, wurde er von einem brutalen Griff zurückgerissen. Er fuhr herum – und blickte in das bleiche, von Wut verzerrte Gesicht des Andrej Paddas.

»Schwein – du verfluchtes Schwein!«, Paddas hob die Faust.

Doch er kam nicht dazu, zuzuschlagen.

Dr. Berckheim stieß ihn von sich, sodass er zurücktaumelte und über eine Baumwurzel fiel. Er sprang wieder auf, zog den Nagan aus dem Halfter, und der Arzt sah in seinem Gesicht und in seinen Augen die tödliche Entschlossenheit zu schießen.

Noch bevor er den Nagan jedoch heben und abdrücken konnte, sprang der Arzt vor und schlug ihm mit ganzer Kraft ins Gesicht. Er spürte, wie Paddas' Nasenknochen knirschend unter seiner Faust nachgab. Der Nagan wurde ihm aus der Hand geschleudert, dann sackte er mit einem ächzenden Laut zusammen.

Der Arzt lief zu der Stelle, wohin der Nagan gefallen war, bückte sich suchend – und hörte im gleichen Augenblick Veras erschreckten Ausruf. Er blickte über die Schulter, sah Starschinow mit hoch erhobenen Gewehrkolben und einem fast bedauernden Ausdruck in dem breiten, schnurrbärtigen Gesicht auf sich zustürzen, versuchte auszuweichen, warf sich zurück ...

Es war zu spät.

Ein harter, schmetternder Schlag traf seinen Kopf, vor seinen Augen zerplatzte eine grelle Sonne, er spürte, wie er fiel und mit dem Gesicht hart aufschlug, seine Hände griffen ins Leere ... Ist es das?, fragte er sich verwundert. Der Tod ... Ist das der Tod? Er wollte etwas sagen, etwas Wichtiges, wie ihm schien, etwas, worauf es ankam, es ging um Vera, ja ... Aber er konnte das Wort nicht finden, Vera, dachte er, Veruschka ...